Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift

Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache

Band: 29 (1973)

Heft: 1

Artikel: Die alemannische Mundart im Wagnis der Übertragung in die Schriftprobe

Autor: Gäng, Richard

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-421098

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 28.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die alemannische Mundart im Wagnis der Übertragung in die Schriftsprache

(mit Proben aus Hebels Gedichten)

Von Richard Gäng

Schon immer hat man festgestellt, daß das Alemannische eine eigengesetzliche, mit hoher geistiger und seelischer Substanz erfüllte Sprache ist, daß sie also nicht nur einfach eine Mundart, ein Ableger oder Vorbereiter der übermächtigen Schriftsprache ist, daß sie vielmehr dem Holländischen ebenbürtig ist. Immer wieder hat es deshalb in der Schweiz, wo das Alemannische am ausgeprägtesten, zuversichtlichsten gesprochen wird, Menschen gegeben, die das Alemannische, ihr Schweizer Alemannisch, zum selbständigen Schweizerischen, „Schwizerischen", erklären und erhöhen wollten. Man hat gerade in der Schweiz mancherorts auf seine einmalige Kraft, Würde und Schönheit hingewiesen, z. B. Professor Georg Thürer mit der Schrift „Wesen und Würde der alemannischen Mundart".

Sie hat auch dank ihren mächtigen Worten und Werten federgewandte Menschen aktiv schöpferisch gemacht, hat diese begeistert, verzaubert und zu Dichtern werden lassen, die dann Großes und Gültiges schufen: J. P. Hebel, H. Burte, A. Fringeli, G. Stoskopf u. a.

Auch ich habe mich wiederholt dichterisch und interpretierend in ihr ausgedrückt, habe sie auch lebenslang gesprochen, und zwar die Variante des Hochschwarzwaldes, und habe ihr „unermüdlich nachgesonnen und nachgeforscht" (W. Zentner). Ein solches Tun brachte mir stets die größte Freude und Genugtuung.

Neue, ungeahnte Erkenntnisse flossen mir aber zu, als ich mit vorrückendem Alter daranging, sie in andere Sprachen, vor allem in die Schriftsprache, zu übertragen. Viele alemannische Texte übertrug ich: fremde und eigene, Lyrik und Prosa.

Diese neuen Einsichten und Gewinne versuche ich im folgenden darzulegen. Die Beispiele, die meine Erfahrungen verdeutlichen und tragen sollen, entnehme ich vorwiegend den Mundartgedichten Hebels. Diese sind am verbreitetsten und zugänglichsten, so daß der Leser sie in jedem Hebelschen Gedichtband ohne Mühe nachsehen und auch das Unsagbare, das im Ungreifbaren des Gemütes Liegende erfühlen, nachvollziehen und überprüfen kann. Auch stehen Hebels Gedichte an menschlichem und künstlerischem Gehalt turmhoch über allen andern alemannischen Dichtungen. Sprachlich gesehen sind sie — wenngleich auch

ihnen kleine hochdeutsche Wendungen da und dort unterlaufen sind (so ist z. B. „ne Chuß in Ehre“ reines Hochdeutsch, nur alemannisch ausgesprochen; alemannisch wäre etwa *„en ehrli Schmützli“)* — das echteste, klarste und treffendste Alemannisch, das je von einem Alemannen verfaßt und gedichtet wurde. Diese Gedichte sind dem ganzen alemannischen Volk: dem Alter und der Jugend, dem Ziegenhirt in den entlegenen Bergen und dem Gelehrten an der Hochschule, aus dem tiefsten Empfinden geschöpft. Ja man kann bekennen: Die Mundartgedichte von J. P. Hebel (1760—1826) zeichnen sich durch eine klare, schöne Form aus. Gleich einem Naturgebilde, Blume oder Baum, so vollkommen erheben sie sich vor dem Leser. Als hätte die Zeit selbst sie geschaffen, und nicht ein Mensch, so ausgewogen in der Konzeption, so handwerklich meisterhaft im Strofenbau, Reim, Rhythmus und Bild ruhen sie in sich. Eine wichtige Grundtatsache, denn in der Lyrik ist die Form alles!

Der Form steht der Inhalt an Klarheit und Überzeugungskraft nicht nach. Überall begegnet man einem alltäglichen, einfachen Stoff, aus dem aber eine gültige Idee, Natur und Kosmos, Augenblickliches und Ewiges leuchten. Hebels Mundartgedichte sind kraft ihrer thematischen Tiefe und vollendeten Formen Meisterwerke. Mit den epischen Schöpfungen „Karfunkel“, „Vergänglichkeit“ und „Wiese“ nähert sich Hebel homerischer Größe.

Es ist aber begreiflich, daß Hebels Mundartgedichte, die in der sehr eigenwilligen und ursprünglichen, dem Nichteinheimischen kaum zugänglichen hochalemannischen Mundart verfaßt sind, von jedermann gelesen und genossen werden wollen. So wurden diese Gedichte, alle oder einzelne, in andere deutsche Mundarten und vor über hundert Jahren schon in die deutsche Schriftsprache übertragen sowie in andere Kultursprachen übersetzt. Es ist also sehr berechtigt, die Beispiele, die meine Erfahrungen bei der Übertragung verdeutlichen und tragen, den Hebelschen Mundartgedichten zu entnehmen.

Doch das Übersetzen ist eine schwierige Kunst. Schopenhauer warnte: „Man lese also, wo möglich, die eigentlichen Urheber.“ Und ein italienisches Wort sagt: „Der Übersetzer ist ein Verräter.“ Goethe schrieb: „Unübersetzbar sind die Eigenheiten jeder Sprache, denn vom höchsten bis zum tiefsten Wort bezieht sich alles auf Eigentümlichkeiten der Nation, es sei nun in Charakter, Gesinnung oder Zuständen.“ Und Rilke: „Übersetzen ist Alchimie, Goldmacherei aus fremden Elementen.“

In jeder Sprache gibt es Wörter, die ihr allein zu eigen sind, die nicht übersetzbar und nur schwer zu umschreiben sind. Der italienische Übersetzer Prof. Ervino Pocar nennt hierzu die deutschen Wörter *Stimmung* und *Gemüt* und meint, die ihnen am

nächsten kommenden Ausdrücke *umore, disposizione di spirito* bzw. *animo, sentimento* seien noch lange keine annehmbare Übersetzung. Auch die Wörter *Heide* und *Heideland* seien nicht ins Italienische übersetzbar. Sie fänden dort keinen entsprechenden Ausdruck, weil es in Italien eben keine Heide gäbe. Goethes „Röslein auf der Heide" werde dem Italiener immer ein Geheimnis bleiben.

Das Alemannische nun hat viele unübersetzbare Eigenheiten, Wörter, auch Wortteile (hierher gehört *artig* in *fulartig,* auch *mäßig* in *wurmmäßig),* und Vor- und Nachsilben, die in der Schriftsprache nicht oder nicht in dieser Verbindung vorkommen. Ferner besitzt es Wörter, die bei zwar gleicher Schreibweise einen andern Sinn als in der Schriftsprache oder zusätzlich einen zweiten Sinn haben. Auch kommen Floskeln, Redensarten, Bilder und Sprichwörter hinzu, die von den Deutschen anderer Mundartlandschaften bei einer Wort-für-Wort-Übertragung nicht oder doch nicht ohne weiteres in ihrer Bedeutung erkannt werden. Außerdem verfügt die Mundart über Wortkombinationen, Wortkonstellationen und Satzkonstruktionen, die in der Schriftsprache kein passendes Ebenbild finden. Soll der Übertrager gar einen gewissen Vokalismus und Konsonantismus noch übernehmen, wird seine Arbeit zum Abenteuer. Hierzu folgende Beispiele!

Unübertragbare Wörter des Alemannischen sind: *umekalfaktere, vergelstere, Chaib, Dünne, Flotsch, düsele, chlüsle, Ditteli* usw. In dem sprachlich doch eher anspruchslosen Gedicht „Der Mann im Mond" mit seinen 15 Strofen zu vier Zeilen finden sich schon neun Wörter, die die Schriftsprache nicht kennt: *wegerli, Tschöpli, Welle* (= Reisigbündel), *schellewerche* (= mit Schellen an den Händen oder Füßen arbeiten), *bosge, öbbis, öbbe, Butelli, chüche.* In sprachlich anspruchsvolleren Gedichten finden sich noch mehr alemanneneigene Wörter.

An alemanneneigenen Vor- und Nachsilben seien hier zwei Präfixe und vier Suffixe angeführt. Das Präfix *us-* (= aus-) begegnet uns in *usmache* = ausmachen, in beiden Sprachformen bedeutet es „absprechen" oder „ein Licht ausmachen". Im Alemannischen bedeutet es aber noch mehr: verspotten, nachäffen, herabwürdigen, aus einem andern die Fehler herausholen und herausmachen, ausmachen. *Uspasse* = auspassen, im Hochdeutschen ist das Wort unbekannt, im Alemannischen bedeutet es „ausspionieren, belauern".

Das Präfix *ver-* bedeutet zumeist in beiden Sprachen das gleiche. Aber im Alemannischen, wo es unter gewissen Bedingungen ein *d* als Gleitlaut annimmt, umfaßt es noch weiteres: *vermache* = zuriegeln; *verdlehne* = leihen und ausleihen. Dieses *d* kann

aber auch außer der Gleitfunktion eine wortändernde Kraft annehmen: *verlaufe, verloffe* = auseinandergehen, auseinandergegangen, *verdlaufe, verdloffe* = fortrennen, fortgerannt bzw. sich verstecken, versteckt. Eine sprachgeschichtlich interessante Erscheinung in der alemannischen Mundart!

Die vier Suffixe sind *-i, -ete, -is* und *-lächt.* Die Endsilbe *-i* wird oft und in vielfacher Bedeutung gebraucht. Über sie kann man allein eine umfangreiche Arbeit verfassen. Besonders markante Wörter mit dieser Endung sind: *Bußi* = Katze, *Lälli* = Zunge (von lallen), *Öli* = Ölmühle, *Strumpfi* = kleine Strumpffabrik, *Schnuderi* = Rotznase, *Hauderi* = schwer und umständlich Arbeitender, *Strichi* = Bremsvorrichtung, *Henki* = Vorrichtung zum Aufhängen von Dingen, *Sichlehenki* = Fest zur Beendigung der Ernte, *Legi* = eine Lage Futter in der Krippe oder Raufe der Tiere, *Rößliritti* = Karussell, *Choli* = schwarzes Tier, *Latschi, Zittere, Molli, Tappi, Götti, Klephi* = Kleophea, *e Machi* = eine Macherei, *d Süberi* = das im Frühling beim Säubern einer Wiese Zusammengekehrte, *Hembglunki* = ein Kind im Hemd, *Laubi* = Name für eine Kuh, *Ätti* = Vater (in Hebels „Karfunkel"); als Kinder sagten wir in Freiburg zu unserm Schloßberg = *Schlossi,* zu einem Schutzmann = *Schutzi,* zum Stadtschulrat = *Stadti* usw. usw.

Die Endsilbe *-ete* begegnet uns in: *Kochete* = die Menge zu einer Mahlzeit, *Trägete* = eine Last, die man trägt, *Wischete* = das Zusammengefegte, *Schneigete* = das übrig gelassene Essen, *Großkopfete* = Großkopfige (das Wort ging mancherorts in die Schriftsprache ein), *Schnidete, Fressete, Strickete* oder *Lismete, Bodedeckete, Bachete, Kratzete* usw.

Nicht so häufig und nicht so charakteristisch wie *-ete* ist das Suffix *-is: Dummis* = zerhackter Pfannkuchen, *Hosespannis* = Schläge auf den gespannten Hosenboden, *Umegunggilis* = Kinderspiel, bei dem das Herumlungern eine Rolle spielt, *Dollis* = Stockschläge auf die Hand, *Spägis, Gnägis, Gumpis, Grammis, Spazis* (von spatium) = Abstand, *Versteckis* = Verstecken (spielen) usw.

Das aussterbende Suffix *-lächt* findet sich überwiegend an Wörtern, die eine Farbe bezeichnen: *wißlächt, grüelächt, gellächt.* Doch spricht man auch von *chüehllächt.* Man kann es manchmal mit *-lich* treffend wiedergeben: *blaulächt* = bläulich.

Eine Sonderstellung nimmt das Suffix *-li* ein. Im allgemeinen ist es mit *-lein* in die Schriftsprache zu übernehmen, denn es verkleinert als Diminutiv das Wort: Hus — Hüsli. Aber es hat auch andere Bedeutungen: *Küechli* ist nicht einfach ein kleiner Kuchen, sondern ein auf bestimmte Weise von bestimmtem Teig gebildetes, handliches Gebäck. Ein *Bäbbli* (von Babbe = Brei) ist nicht

ein kleiner Brei, es ist ein auf das Kind zugeordneter, geschmackvoller Brei, eben des Kindes *Bäbbli* (das Wort kommt in Hebels „Gewitter“ vor). *Schmützli* (von Schmutz = Kuß) ist kein kleiner Kuß, sondern ein besonders zärtlicher Kuß. *Göschli* ist nicht eine kleine Gosche, sondern die Koseform dazu. Ähnlich verhält sich Mul (Maul) zu Müli. — Ein *Gutsili* ist ein besonders begehrenswerter Guts (Bonbon). Die Silbe *-li, -le* ist keineswegs nur an ein Hauptwort gebunden; sie kann auch andere Wörter verkleinern bzw. vertiefen, verherzlichen, z. B. so — *sodili,* jeger — *jegerli,* gumpe — *gümpele; stämpfele, närrschele, düsele, pöpperle, fisperle, chlüsle* usw. Es ist fast unmöglich, diese Wörter in die Schriftsprache zu übertragen; und eine Umschreibung wirkt langatmig und plump.

Einen andern Sinn als in der Schriftsprache haben folgende alemannische Wörter: *falsch* = böse, zornig, aufgeregt (‚*letz*‘ ist das alemannische Wort für das hochdeutsche ‚falsch‘; der falsche Schlüssel = de letz Schlüssel; eine alemannische Floskel ist: „O letz am Bändel!“, sie besagt, daß man den falschen Bändel erwischt habe), *laufen* = gehen, *heben* = halten, anhalten, *Wibervolch* = weiblicher Mensch, *Schmutz* = Kuß usw.

Alemannische Wörter mit zwei Bedeutungen in der Schriftsprache: *schmecken* = schmecken und riechen, *Mul* = Maul und Mund, *Bei* = Bein und Knochen, *Welle* = Welle und Reisigbündel, *aufheben* = aufnehmen und verwahren, *glatt* = glatt (wie Eis) und ordentlich, richtig (in dem Hebelschen Vers „Z Friburg in de Stadt, sufer isch's und glatt“, bedeutet ‚glatt‘ so viel wie ‚richtig‘; wenn der Alemanne zu einem andern Menschen sagt: „Du bisch en Glatte“, so heißt das nicht ein ‚Aalglatter‘, sondern ein ‚Richtiger‘, wie er zu den Leuten paßt), *i* = ich und in, *de* = der und den, *is* = uns und in, *no* = nahe und nach usw.

Weitere Schwierigkeiten beim Übertragen ergeben sich bei Floskeln, Redensarten, Bildern, Sprichwörtern; es sind zumeist alte, etwas verhärtete, kleine Sprachdenkmäler. Bei einer Wort-für-Wort-Übertragung werden sie oftmals von Nichtalemannen nicht in ihrer Bedeutung, in ihrem Sinn erkannt. (Als der braune Mann 1938 sagte: „Sollten die Tschechen wegen des Sudetenlandes einen Krieg vom Zaune brechen“, verstanden die Nichtdeutschen diese Redensart nicht, und die Berichterstatter wußten nicht, wie sie sie übersetzen sollten.) Hebel verwendet im Gedicht „Der Schwarzwälder im Breisgau“ die Redensart „Goht er nit wie Baumöl i?“ und meint, der Wein schmecke so köstlich wie das von den heimischen Walnußbäumen gewonnene Öl, das in der Tat viel wertvoller und aromatischer ist als das im Handel übliche eingeführte Salatöl. Diese Floskel von der Süffigkeit des heimischen Weines kennt man im nichtalemannischen Sprach-

raum nicht. In die Schriftsprache oder in eine europäische Sprache wörtlich übertragen, ergäbe sie eine Sinnlosigkeit.
Andere alemannische Floskeln, Redensarten, Bilder und Sprichwörter sind: *alli Rit, d Zunge schabe, de Sauhund a eim ablo, en Stetschopf heredrucke, en Müeltsch wie ne Sester ha, s isch mir wie vor, unterem Bord vüre luege, öbber i d Grädi stelle, z Liecht (Stubete) goh, bleich wie s Chätzli am Buch, i selem abemiste, e Gugelfuhr mache, jetz isch i dere Geiß gstreit, e kei Nasetröpfli wert si, lahm wie s Chäfers Füdle, jetz isch gnueg Hei dunte, e Stund Rüehli isch besser as e guet Brüehli; es isch e kei Ma, er hät en Wolfszah, und s isch e kei Frau, si hät en au* usw.
Auch bei Hebel finden sich solche feststehenden Aussprüche. Einer der anschaulichsten und gemütvollsten steht im „Morgenstern": *Si tuet en wie ne Hüenli i.* Das will ausdrücken: wenn eine Mutter ihr Kind abends zu Bett bringen will, und es will noch aufbleiben und frei sein wie die Erwachsenen, drückt sie es an sich, daß es mit den Beinen nicht mehr strampeln und mit den Armen nicht mehr fuchteln kann, dann tut sie es „wie ne Hüenli i". Ein köstliches Bild alemannischer, Hebelscher Prägung! Einen menschlichen Vorgang durch einen bekannten in der Natur schlicht und doch überzeugend erläutern! Aber schwer zu übertragen!
Eigenartige alemannische Wortkombinationen sind: *Mannevolch* = ein erwachsener Mann, *Ankerumete* = im Topf die Reste der ausgelassenen Butter, *Chuchischmutz* = einer, der sich des Essens oder der Frauen wegen gern in der Küche herumtreibt, *Maidlischmecker, Ziehamrieme, Plätzab, e Handchehrli, Schnabelweid, eitue* usw.
Seltsame alemannische Wortkonstellationen sind: *e Stucker hundert, i de Mueter ihre Huet, heneiaberau, henusodenn, wege wa?* usw.
In der Schriftsprache gibt es viele Satzkonstruktionen, bestehend aus Satzgefügen, Satzverbindungen, Schachtelsätzen, verkürzten Nebensätzen und Appositionen, die die Mundart nicht kennt. Alle Sätze mit den Fürwörtern „derjenige der", den Bindewörtern „dennoch, hingegen, trotzdem, obgleich, dessenungeachtet, infolgedessen, nicht nur - sondern auch, teils - teils" sind Sandkörner im Getriebe eines alemannischen Textes. Solche Bindewörter kennt die Mundart nicht. Sie begnügt sich beim Erzählen mit „und" oder „und deno", „und deno". Ihre Grammatik ist viel einfacher. Sie ist nicht so mannigfaltig und differenziert entwickelt wie die Schriftsprache, sie ist auch nicht so wortreich und in manchem auch nicht so biegsam wie diese — der Alemanne ist eben selbst ein einfacher Mensch, abhold der Aufbauschung —, sie ist dafür direkter, ungekünstelter, gehaltvoller,

wärmer, herzreicher, frischer und bezwingender. Ihre emotionellen Zwischentöne in der Schriftsprache wiederzugeben ist manchmal fast aussichtslos. Schon die Übertragung der ersten zwei Zeilen von „Der Mann im Mond“ beweist es: „Lueg, Müetterli, wa isch im Mo? He siehsch's denn nit, e Ma!“ — Die Schriftsprache sagt: „Schau, Mütterlein, was ist im Mond? Ja, siehst du's nicht, ein Mann!“ Welch eine kalte Sprache im Vergleich zur Mundart!

Noch deutlicher wird der Sprachenunterschied, wenn man einen hochdeutschen Text in die Mundart überträgt. Nehmen wir zu einem entsprechenden Versuch nicht einen ausgeklügelten, wissenschaftlichen Text, da würde die Mundart ganz versagen; wählen wir deshalb einen gemütvollen Text, und kommen wir ihr somit weithin entgegen, bedienen wir uns des Vaterunsers, und zwar der ersten drei Zeilen. Sie lauten in der neuen ökumenischen Fassung, die zweifellos schlichter und klarer ist als alle andern Formulierungen:

Unser Vater im Himmel,
geheiligt werde Dein Name,
Dein Reich komme.

Die alemannische Übertragung könnte etwa so lauten, wenn man jedes hochdeutsche, der Mundart fremde Wort und jede ihr fremde Satzkonstruktion meidet:

Üse Vatter im Himmel,
heilig söll Din Name si,
Di Rich chumm!

Beurteilung: Die erste Zeile ist mundartlich richtig. Die zweite Zeile mag hingenommen werden, sie weicht aber ein wenig vom Sachinhalt ab und ist auch ein wenig zu lang. Die dritte Zeile ist eine völlig unmögliche Übersetzung. Einen solchen Satz spricht der Alemanne nie und nimmer. Er würde schlicht beten: „Liebe Gott, chumm zue mir“, oder noch kürzer und schlichter: „chumm, jetz“, oder: „Herrgott, chumm“, und auch diese Formulierungen wären unannehmbar.

Die alemannische Mundart kann den kleinen Satz „Dein Reich komme“ nicht übertragen. In ihm steckt in Wirklichkeit viel mehr, nämlich „Ich wünsche, daß Dein Reich komme“; somit ein verkürzter Nebensatz im Konjunktiv, Singular, 3. Person, eine seltene Satzkonstruktion. Die Mundart ist zu schlicht und zu einfach, eine solche Konstruiertheit, die in der Schriftsprache etwas Geläufiges darstellt, zu übernehmen. Auf den Tupfen das-

selbe stößt ihr beim nächsten Satz des Vaterunsers zu: „Dein Wille geschehe." Die Wiedergabe „Din Wille gscheh" ist ein unmögliches Alemannisch. (Ich habe das ganze Vaterunser vor Jahren übertragen. Die ersten vier Zeilen lauten: „Üse Vater im Himmel obe, / Din heilige Name wä mir lobe. / Di Rich söll zuen is cho, / und alles no Dim Wille goh." Ein anderer Mundartdichter übertrug es so: „Dü liabe Herrgott im Himmel obe! Di Name wä mer ehre, lobe. / Fir Di Rich schenk is gnädig Muat. / Was Dü witt, des isch allewil guat.")

An diesen Proben erkennt man, daß die alemannische Mundart in ihrer Schlichtheit nur schwer die gedrängten und kunstvollen Satzkonstruktionen der Schriftsprache übernehmen und assimilieren kann. Es geht gegen ihre Art, gegen ihr Eigenstes.

Soll bei einer Übertragung gar noch eine gewisse sprachliche Schönheit, ferner eine gegebene Lautfolge, ein Vokalismus oder Konsonantismus, und endlich Strofenbau, Reim, Rhythmus, Zeilenlänge und Satzmelodie übernommen werden, wird das Unterfangen noch riskanter, ja unmöglich.

Wer wollte etwa die von vier *ü* beherrschte Musik des Rilkeschen Verses in einer andern Sprache nachahmen: „Deinem erkühnten Gefühl die erglühte Gefühlin"? Und dreizehn verschiedene französische Übersetzer haben versucht, Goethes „Wandrers Nachtlied ‚Über allen Gipfeln'" mit seinen lautlichen Schönheiten zu übertragen. Es ist immer noch nicht überzeugend gelungen. Oder wer wagt sich an die von sechs *ch* geprägte Zeile aus Hebels „Wächter in der Mitternacht": „Si chüchet füecht an d' Chilchemur und chalt."? Unnachahmbar wird von Hebel mit den vielen *ch* das Wehen des Windes in der kühlen Nacht dargestellt. Unübertragbar!

Durch ein wohltemperiertes Abstimmen der Laute aufeinander entsteht eine Sprachmusik, eine Satzmelodie. Von ihr verlangt Verlaine sogar, daß sie vor allem und jedem mit in den Text übernommen werde.

Die Satzmelodie ist zweifellos ein überaus wichtiger Bestandteil der Sprache. Ja die Melodie allein, noch ohne Wort, ohne Laut, nur Gefühl, nicht vom Wort zur Sprache sublimiert, ist der erste und entscheidende Ausdruck des Sprechenden. Im Anfang war nicht das Wort, vielmehr der Ton, der Laut, ihm folgte die Melodie. Später entstand eine geistige Tätigkeit, das Wort, die Sprache.

Die Satzmelodie versteht schon das Kleinkind, ja manches Haustier. Aus dieser Sprachmusik entnimmt es, gefühlsmäßig und richtig, was der Sprechende meint. Sie ist Grundsubstanz. Aber sie in eine andere Sprache übertragen? In einem gereimten, kurzzeiligen Gedicht? Unmöglich! Vielleicht in einer Umdichtung!

Man muß bekennen, daß jede Übersetzung einer Mundartdichtung in eine andere Sprache gegen ihre Art, gegen ihr Eigenstes geht. Ja man hat schon gesagt, man könne eine fremde Sprache lernen und sprechen, aber niemals eine Mundart. W. v. Humboldt sagt über die Sprachen der Völker: „Ihre Sprache ist ihr Geist, und ihr Geist ist ihre Sprache." Goethe meint, um es zu wiederholen, eine Sprache sei unübersetzbar in ihren Eigenheiten, denn jedes Wort beziehe ich in seiner Eigentümlichkeit auf die Nation.

Was diese zwei Sprachgewaltigen aussprechen, gilt besonders von der alemannischen Mundart, die ja als deutsche Sprachform auch eine Sprache ist: sie ist nicht erlernbar und nicht übertragbar.

Die Mundart, die dem Volke geworden, sich mit diesem entfaltet und gefestigt hat, ist in erster Linie und im Wesen vom Gemüt bestimmt und getragen, sie lebt aus der Emotion. Die Schriftsprache dagegen, die viel später entstand, ist wesentlich vom Verstand, von der Ratio, getragen und geleitet. Beim Übertragen nun der Mundart in die Schriftsprache werden diese Gefühlswerte vermindert, überrollt, oft vernichtet. Das neue Sprachgebilde wird holprig, hilflos, arm, hart. Die Schriftsprache kann die Gefühle nicht, oder nicht in dem Maße wie die Mundart, ausdrücken, übernehmen. Ihre Lautzeichen sind zu primitiv. (Die Mundart sollte man auch nur phonetisch schreiben, und zwar so, wie sie der Schreibende hört.)

Diese Hilflosigkeit der Schriftsprache ist offenkundig. Nehmen wir zu einem Vergleich die erste Strofe des Gedichtes „Der Abendstern" von Hebel. Sie lautet:

De bisch au wieder zitli do
und laufsch de Sunne weidli no,
du liebe, schönen Obestern!
Was gilt's, de hättsch di Schmützli gern!
Er tripplet ihre Spure no,
und cha si doch nit übercho.

In der Übertragung von R. Reinick lautet sie:

Und kommst du auch schon allgemach?
Was läufst du so der Sonne nach?
Du lieber, schöner Abendstern!
Sie soll dich küssen, möcht'st du gern?
Ja, tripple du nur hinterdrein,
Ich wett', du holst sie doch nicht ein!

Ich übertrug diese Strofe so:

Du bist auch wieder zeitig wach
und läufst der Sonne eifrig nach,
du lieber, schöner Abendstern!
Du möchtest wohl dein Küßlein gern?
Du hältst zwar ihre Spuren ein,
doch holst du nimmermehr sie ein.

Beiden Übertragungen gelingt es nicht, trotz aller Mühen, nahe an den Originaltext heranzukommen, die tiefen Gefühle der Urfassung zu erreichen und zu übernehmen. Bei meiner Übertragung kommt es daher, daß die zwei unübersetzbaren Wörter *weidli* und *übercho* mit den kühleren Wörtern „eifrig" und „einholst" umschrieben, und die zwei besonders innigen Wörter *zitli* und *Schmützli* (letzteres ist eines der kostbarsten Wörter des Alemannischen, es ist noch ausdrucksvoller als „Busserl") durch die kühleren „zeitig" und „Kuß" übersetzt wurden. Auch verliert meine Übertragung die zwei besonders liebenswerten Endsilben *-li*. Dieses *-li* ist die bewundernswerteste aller deutschen Endsilben für Diminutive. Man vergleiche sie mit den hochsprachlichen „-lein, -chen" und den andern mundartlichen „-e(r)l, -le, -ke, -kes, -ker", und man stellt fest, daß es auf die kürzeste und zärtlichste Weise ein Wort beendet.
Beim Übertragen von alemannischen Gedichten, zumal von kurzzeiligen, entsteht eine weitere, spezielle Schwierigkeit.
Die alemannische Mundart hat viele Wörter, die nur einsilbig sind, zum Teil sogar nur einen Buchstaben haben, wenige sind zweisilbig, einige dreisilbig und einige seltene viersilbig. Die sprichwörtliche Einsilbigkeit des Alemannen findet hier gewissermaßen ihren Spiegel. „Spiegel" ist in diesem Zusammenhang ein Wort Schillers: die Sprache sei der „Spiegel der Seele". Die 9. Strofe von Hebels „Sonntagsfrühe" beweise dies. Sie demonstriert auch sinnfällig die Einsilbigkeit des Alemannen:

Und 's isch so still und heimli do,
men isch so rüeihig und so froh!
me hört im Dorf kei *Hüst* und *Hott;*
e Guete Tag, und *Dank der Gott*
und *'s git gottlob e schöne Tag*
isch alles, was me höre mag.

Diese für das Alemannische inhaltlich wie formal charakteristische Strofe hat 43 Wörter; davon sind 36 einsilbig und 7 zweisilbig; mehrsilbige Wörter kennt sie nicht. Von den 36 einsilbigen

Wörtern haben 4 Wörter nur einen Buchstaben und 6 nur zwei Buchstaben. Man kann füglich bekennen: die alemannische Sprache ist eine verhältnismäßig „einsilbige“ Sprache!
Das Alemannische vermeidet auch nach Möglichkeit das Zusammensetzen mehrerer Begriffe zu einem Wort. Wörter, die drei Begriffe oder gar mehr umfassen, wie etwa „Apfelbaumblatt“, bildet sie überhaupt nicht. Wörter, die aus zwei Begriffen entstanden, verwendet sie zwanglos, aber seltener als die Schriftsprache; sie löst sie allenfalls in ihre Teile auf: Pferdefutter = *Fueter für d Roß.* Ja sie drückt sie sogar gelegentlich in einem einzigen Begriff aus: Branntwein = *Brännts.*
Die alemannische Mundart ist in dieser Beziehung weniger synthetisch als die Schriftsprache.
Ihren vielen einsilbigen Wörtern entsprechen in der Schriftsprache des öfteren längere Wörter: *ge* = geben, *ha* = haben, *glo* = gelassen, *zweg* = zuwege, *i ha no nüt z morge gha* = ich habe das Morgenessen noch nicht eingenommen. Die Übertragung eines kurzzeiligen Gedichtes sprengt stets den gegebenen Rahmen; zumeist ist sie so gut wie unmöglich.
Die Schwierigkeiten beim Übertragen werden weiterhin sichtbar, wenn man bedenkt, daß der Übersetzer nicht „Wort an Wort in Reih und Glied aufstellen kann, wie der Text ihm gebietet“ (Pocar), sondern daß er, wenn der Originaltext unklar und nur schwer verständlich ist, einen Kommentar, eine Interpretation zum Urtext liefern soll. Er muß nicht so sehr den Wortlaut als vielmehr den Sinn des Textes vermitteln und ausdrücken. Ja man verlangt, die Übersetzung müsse zum innern Erlebnis des Interpreten werden, sie müsse Haltung und Geist vermitteln, daß der Leser meine, ein Original vor sich zu haben. Der Übersetzer solle sich deshalb nur einem ihm geistesverwandten Dichter zuwenden; übersetze er zwei Dichter, müßten zwei Seelen in seiner Brust wohnen. Viele Übersetzer raten deshalb zur Nach- oder Umdichtung, zum eigengeschaffenen Werk.
Als Hebel sein Gedicht „Der Abendstern“ in die Schriftsprache übertrug, erwuchs ihm unversehens unter der Feder eine Umdichtung. Diese führte ihn so weit vom Original weg, daß er seinen Versuch aufgab.
Es ist eben sehr schwer, Mundartgedichte zu übertragen. Mitunter fällt es sogar leichter, in der fremden Sprache zu dichten als umzusetzen; so haben die Übersetzer Rilke und d'Annunzio in der fremden Sprache gedichtet.
Die Übertragung sollte durch Mitfühlen zur schöpferischen Arbeit werden. Sie muß also auf den Übersetzer zukommen, ihn rufen, und er muß sich in ihrem Auftrag erlösen. Rilke drückt das so aus: „Das Übersetzen ist der Kunst des Schauspielers ver-

wandt.“ (Daß die in Amerika erfundenen Übersetzungsmaschinen versagen, sei am Rande vermerkt. Man hat dort inzwischen auch eingesehen, daß sie nur grobe Vorarbeit leisten können.)
Wie soll sich der Übersetzer nun entscheiden? Entweder: Eine Wort-für-Wort-Übersetzung, also dicht am Urtext bleiben, somit den Verlust an Schönheit und Richtigkeit in Kauf nehmen? Oder: Freie, interpretierende Fassung von Pocar-Rilkescher Prägung mit ihren Vor-, aber auch Nachteilen? Schopenhauer warnt: „Hierher gehören auch die Übersetzer, welche ihren Autor berichtigen und bearbeiten, welches mir stets impertinent vorkommt. Laß andere Werke, wie sie sind!“
Jeder Übersetzer kann sich entscheiden, wie er will. Er muß die Verantwortung für seine Arbeit tragen. Seine Entscheidung macht dann Wesen, Eigenart und Brauchbarkeit der Übersetzung aus. Jede Arbeit hat ihre Vorteile und ihre Nachteile; immer bleibt ein Ungelöstes. Ich schließe mich zum Teil der Meinung Schopenhauers an, zum Teil einer dritten Meinung.
Es ist m. E. die Pflicht eines Übersetzers, den Texten möglichst wenig Zwang und Veränderung zuzufügen. Dabei wird er sich oft entscheiden, wenn er einen gebundenen Text überträgt, ob er der Form oder dem Text, d. h. dem Sachinhalt, genau folgen will. Er weiß zwar, daß Form und Inhalt in der Dichtung einander tragen, stützen, vollenden, daß sie unlösbar miteinander verbunden sind. Trotzdem! Die Alternative bleibt: Form oder Inhalt?
Es kommt auf den Text an. In einem Prosastück, oder gar bei einer wissenschaftlichen Arbeit, wird der Übersetzer streng auf die Genauigkeit des Inhaltes achten. Wenn der Übersetzer eine umfassende Ausdrucksfähigkeit und Stilsicherheit hat, wird er die schwierigsten Texte zu jedermanns Zufriedenheit meistern.
In der Lyrik aber, bei der der Wert des Kunstwerkes immer in der schönen und gehobenen Sprache liegt, muß er die Formenelemente Rhythmus, Strofenbau, Reim und eine gewisse Abstimmung der Laute aufeinander unverletzt übernehmen. Sie sind der größere Teil der lyrischen Substanz und haben Vorrang. Folglich muß sich der Inhalt, der Sachverhalt einer höheren Notwendigkeit unterordnen.
Diese Entscheidung gibt indessen dem Übersetzer keine bedingungslose Freiheit. Er darf den Inhalt, den Stoff, nicht nach Belieben ändern; er muß vielmehr im Rahmen des Sachverhaltes bleiben. Dafür zwei Beispiele!
Die liebenswürdige dritte Strofe des Hebelschen Gedichtes „Der Schwarzwälder im Breisgau“ beginnt:

Z’ Staufen uffem Märt
hen si, was me gert.

Die wörtliche Übertragung würde lauten:

Zu Staufen auf dem Markt
haben sie, was man begehrt.

Jetzt, auf den Stoff Rücksicht genommen, verliert der Vers jede Schönheit. Soll er wieder Dichtung werden, muß er Metrum, Strofenbau und Silbenzahl zurückerhalten, möglichst auch die Abstimmung der Laute aufeinander. Ein hoffnungsloses Unterfangen! Schon deshalb, weil es in der Schriftsprache keinen tauglichen Reim auf „Markt" gibt. Reinick übertrug:

Zu Staufen auf der Mess',
Ob ich's je vergess'?

Ich schrieb:

Staufen! Markt ist heut!
Nein, was viele Leut'!

Der Sachverhalt ist hier jedesmal ein wenig geändert, bleibt aber wohl im Erträglichen, während die Abstimmung der Laute aufeinander, die hier besonders reizvoll ist, völlig aufgegeben wurde. Ein freundlicher Leser riet mir: „Auf dem Markt in Staufen / kann man alles kaufen." Ein thematisch sehr glücklicher Vers, aber die Form wurde geändert. Statt dem hebelnahen, starken Reim wurde der schwache Reim „Staufen — kaufen" eingeführt. Da aber der Reim den Vorrang hat, wählte ich einen starken Reim, wie Hebel ihn hat, und blieb bei „heut — Leut".
Als zweites Beispiel sei folgender Vers aus dem Gedicht Hebels „Die Marktweiber in der Stadt" gewählt:

Jo wedelet numme, d' Stroß isch breit,
mit eue Junten! I tät ich,
„Chromet zarti Retich!"
i hätt schiergar näumis gseit.

Die wörtliche Übertragung würde auch hier lauten:

Ja, wedelt nur, die Strass' ist breit,
mit euern Junten! Ich tät' euch,
„Kaufet zarte Rettich'!"
Ich hätt' schier was gesagt.

Diese leicht zu findende Übertragung hat zwei Formmängel: „tät' euch" und „Rettich" sowie „breit" und „gesagt" reimen sich

nicht. Zwei Reime fehlen! Damit ist die Übertragung kein Gedicht mehr. Es müssen mithin zwei Reimpaare gefunden werden. Sie haben Vorrang. „Breit“ und „gesagt“ sind gängige Wörter und können bei leichter Änderung ihres Inhalts zu Reimen verwandelt werden. Aber, „tät' euch“ und „Rettich“ zu reimen ist aussichtslos. Für „Rettich“ kann ein „reimwilligeres“ Gemüse gewählt werden, vielleicht „Möhren“. Der Vierzeiler lautet dann:

Ja wedelt nur, Gott sei's geklagt!
Man soll wohl eure Röcke ehren?
Kaufet zarte Möhren!
Fast hätt' ich was gesagt.

Diese Formulierung mit „ehren — Möhren“ scheint mir trotz des leicht veränderten Inhalts hebelgetreuer, hebelnäher zu sein als die frühere, reimlose Form. Der Reim ist nun einmal in der traditionellen Lyrik ein unerläßlicher Teil.
Die beiden Beispiele beweisen, daß in der traditionellen Lyrik der Inhalt zugunsten einer vollkommeneren Form nachgeben muß und kann. Der Form den Vorrang! (Vergleiche die Parallele: ein Mädchen muß, um als schön zu gelten, vor allem eine schöne Figur, Form, haben.)
Die zwei Beispiele zeigen aber auch mit ihrer Veränderung des Inhalts, welch ein Behelf, ein Abenteuer, ja eine Unmöglichkeit eine Übertragung ist. Man denkt an die heftigen Angriffe, die damals Knebel gegen Schillers Properz-Übersetzungen wegen der Abweichungen vom Inhalt richtete. Wie sehr auch mußte sich Heinrich Voß wegen seiner geringen stofflichen Veränderungen in den Homer-Übersetzungen angreifen lassen!
Aber die vielfachen Schwierigkeiten veranlaßten die Dichter und Wissenschaftler zu allen Zeiten immer wieder, Lyrik und Prosa erneut und besser zu übersetzen. So hat in unsern Tagen, 1972, der bekannte Übersetzer Ernst Sander den vielhundertmal übersetzten Balzac abermals mit rund 60 Bänden ins Deutsche übersetzt.
Auch mancherlei alemannische Texte, gebundene und ungebundene, besonders aber Hebels Mundartgedichte wurden wiederholt in die Schriftsprache übertragen. Mit unterschiedlichem Erfolg! Jean Paul verbrannte seine Versuche. Hebel selbst stellte seine Versuche, wie bereits bemerkt, wieder ein. Er erkannte, daß seine Übertragungen alle Schönheit zerstört, jeden Glanz ausgelöscht hatten. Die alemannische Mundart ist eben eine überaus eigenwillige, gemütsbetonte Sprachform und schwer zu übertragen; eine gute, gehaltvolle Lyrik ist unübertragbar. Jede Übertragung kann nur ein Versuch sein.

Hier folge die erste Strofe vom „Abendstern“, dem einzigen Gedicht, das Hebel in die Schriftsprache übertrug (vgl. die alemannische Fassung auf Seite 12):

Willkomm, willkomm! Schon wieder da,
und schon den falben Bergen nah,
Du lieber, schöner Abendstern?
Bei seiner Mutter wär er gern;
Er trippelt nach mit mattem Schein
Und holt sie eben doch nicht ein.

Meine Meinung ist: Man sollte jede Übertragung alemannischer Lyrik, um allen Irrtümern und Abenteuern zu entgehen, zweisprachig herausgeben, Urtext und Übertragung einander genau gegenüber. Die Übertragung sollte möglichst nahe am Original bleiben, aber doch die lyrischen Formen wichtiger nehmen als den Inhalt. Die Übertragung ist jetzt nur eine Brücke, ein Weg zur Urfassung, ist nur Mittel zum Zweck, nie Selbstzweck. Das Original wird nie angetastet, Größe, Kraft und Schönheit bleiben erhalten.
Die Forderung Schopenhauers „Laß andere Werke, wie sie sind!“ ist erfüllt. Auch Goethes Meinung, die er ausrief, als er von einer miserablen Übersetzung einer Dichtung Kenntnis erhielt, man solle gefälligst dem Dichter die Ehre antun und seine Sprache erlernen, kann befolgt werden. Anhand einer solchen synchronischen Ausgabe wird ein Leser befähigt, sich in die Urfassung einzuarbeiten. Auf alemannische Lyrik übertragen, heißt das, ein Nichtalemanne kann sich mit Hilfe dieses zweisprachigen Werkes, das fast einer Interlinearversion gleichkommt, in das Alemannische einarbeiten.
Auch ein Wort Hebels, des unerreichten Meisters dieses Idioms, das sich auf einen Blumenstrauß bezieht, „verwüschet mer der Staub nit drab“, wird bei einer zweisprachigen Ausgabe beachtet, diese verliert den „Goldstaub“, den Glanz, nicht.

Die Sprache ist das Wesen und das Herz der Welt. Daher ihr unbeschreibliches Hochgefühl, das wir Begeisterung nennen, ihre Macht, zu erheben und von allen irdischen Beschwerden zu lösen in die Freiheit.

Walter F. Otto

Es geht nicht darum, die Verstöße gegen Logik, Stil und Grammatik zu ahnden, sondern um die moralische Sauberkeit und Ehrenhaftigkeit, die durch solche Verstöße verletzt werden. *Karl Schmid*